

⁷ Der Brief der 12 Gläubigen aus Kirov (früher Vjatka), verfaßt von B. V. Talantov, vom Juni 1966 an den Patriarchen deckte die Willkürmethoden bei der Schließung von Kirchen auf. Talantov ist im Januar 1971 im Gefängnis gestorben.

⁸ Erzbischof *Ermogen* (Golubev) hat als einziger Hierarch sich offen der Kirchenverfolgung z. Z. *Chruschtschows* widersetzt, er lebt seit November 1965 im erzwungenen Ruhestand im Kloster Žirovicy bei Minsk.

⁹ Nach westlichen Informationen betrug die Zahl der Kirchen und Kapellen 1917 etwa 70 000, heute sind ungefähr 10 000 orthodoxe Gotteshäuser geöffnet.

¹⁰ Die Abteilungen für religiöse Angelegenheiten bei den Verwaltungsbehörden überwachen das kirchliche Leben. Sie unterstehen als oberstem Organ dem später genannten „Rat für die Angelegenheiten der Religionsgemeinschaften beim Ministerrat der UdSSR“.

¹¹ Das Moskauer Patriarchat spendet jährlich Millionenbeträge für den „Sowjetischen Friedensfonds“ und andere Einrichtungen des „Kampfes für den Frieden“.

¹² Seit 1961 sind die Geistlichen von der gesamten administrativen und wirtschaftlichen Leitung ihrer Gemeinden ausgeschlossen, die von einem aus Laien bestehenden Kirchenrat wahrgenommen wird, dessen Zusammensetzung die Behörden manipulieren.

Der Länderbericht

Ein Außenseiter in Afrika

Zur politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Situation in Malawi

Malawi, ein in der westlichen Welt relativ unbekanntes afrikanisches Land, trat im vorigen Jahr für einige Tage in den Mittelpunkt internationalen Interesses, als sein Staatspräsident *Hastings Banda* vom 16. bis 20. August 1971 als erster schwarzer Staatshauptmann Südafrika besuchte und dort mit allen Ehren empfangen wurde, die einem ausländischen Staatsoberhaupt gebühren.

Das ehemalige Protektorat Nyasaland, das 1964 von britischer Herrschaft unabhängig wurde, erlangte 1966 republikanischen Status. Es liegt im Südosten Zentralafrikas; im Norden grenzt es an Tanzania, im Osten, Süden und Südwesten wird es vom portugiesisch besetzten Mozambique umgeben. Den größten Teil seiner Westgrenze hat es mit Zambia gemeinsam, dem ehemaligen Nordrhodesien. (Malawi, Zambia und das heutige Rhodesien waren von 1953 bis 1963 Teilstaaten der Zentralafrikanischen Föderation, die am 1. 1. 1964 wegen der Unabhängigkeitsbestrebungen Malawis und Zambias zerbrach.)

Malawi ist ein *Binnenstaat*, der keinen Zugang zum Indischen Ozean hat und daher auf die Häfen in Mozambique und Südafrika angewiesen ist. Flächenmäßig umfaßt das Land etwa drei Viertel der Größe Englands bei einer Bevölkerungszahl von ca. 4,5 Millionen afrikanischen Einwohnern. Hinzu kommen noch asiatische und europäische *Minderheiten*. Für ost- und zentralafrikanische Verhältnisse gilt die Bevölkerungszahl Malawis als sehr hoch, obwohl das Land ebenso wie seine Nachbarstaaten durch den Sklavenhandel in hohem Maße entvölkert wurde. In Malawi beträgt die *Bevölkerungsdichte* 24,1 Einwohner pro qkm, in Zambia und Rhodesien nur 3,3 bzw. 7,9 Einwohner pro qkm. Bewohnt wird das Land von Bantus. Es sind Schwarzafrikaner, die auf Grund des gemeinsamen Ursprungs ihrer Sprachen unter diesem Namen zusammengefaßt sind. Ihre traditionelle Sozialstruktur fußt auf *unilateralen Clanordnungen*, die entweder mütterrechtlich oder vaterrechtlich sind. Matriarchat in Malawi bedeutet allerdings nicht unumschränkte Herrschaft der Frauen. Ein Mann, der in eine mütterrechtliche Sippe hineinheiratet, muß vor allem seine Schwiegermutter, deren Brüder und die Brüder seiner Frau respektieren. Die Onkels seiner Kinder mütterlicherseits haben die volle

Autorität über diese, die nicht ihm, sondern dem Clan seiner Frau gehören. Der Onkel seiner Frau oder deren ältester Bruder entscheiden beispielsweise darüber, ob seine Kinder zur Schule gehen oder nicht, da sie das Schulgeld bezahlen müssen. Der leibliche Vater dieser Kinder hingegen ist für die Kinder seiner Schwestern verantwortlich und ist ihnen gegenüber als Onkel verpflichtet, d. h. seiner eigenen Sippe. Allerdings findet das westliche Familienverständnis immer mehr Anhänger unter den Afrikanern, besonders bei denjenigen, die permanent in den Städten leben. Von dort aus lassen sich intensive Bindungen an die Sippe auf dem Lande nicht mehr so leicht aufrecht erhalten.

Hastings Banda geht eigene Wege

Anlässlich seiner Aufnahme in die Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) im Jahre 1964 gab Präsident Banda in Kairo in einer Rede zu verstehen, daß er gegen jegliche Art von Apartheidspolitik sei, jedoch ebenso wenig von leeren Drohungen gegen die weißen Regime in Afrika halte, deren Armeen so stark seien, daß kein schwarzer Staatsmann ernsthaft an einen Angriff auf die sehr mächtigen Bastionen weißer Herrschaft in Afrika zu denken wage. Seit dieser Erklärung hat sich an der Haltung Bandas gegenüber Südafrika und allen anderen von Weißen beherrschten Ländern auf dem afrikanischen Kontinent nichts geändert. Hinzu kommt noch, daß Malawi nach der Erlangung seiner staatlichen Unabhängigkeit ein rotchinesisches Entwicklungshilfeprogramm ablehnte und sich damit eindeutig auf einen außenpolitisch *prowestlichen* Kurs festlegte. Dafür ist die enge Beziehung zur ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien ein sehr sprechendes Zeugnis.

Banda betrachtet sich selber als *Brücke zwischen Schwarzen und denjenigen Weißen*, die in Afrika geboren sind und dort ihre Heimat haben. Es geht ihm vor allem darum, den weißen Afrikanern zu beweisen, daß man in einem von Schwarzafrikanern regierten Land nicht schlechter lebt als unter einer weißen Regierung und daß schwarz und weiß ohne die Rassenschranken der Apartheidspolitik in Frieden miteinander auskommen können.

Dafür nennt er sein eigenes Land gerne als Beispiel. Banda glaubt, mit seinen interrassistischen Dialogversuchen in Afrika eine *Alternative* zu den drohenden Kriegen in den von Weißen beherrschten Gebieten anzubieten. Außerdem möchte er verhindern, daß sein Land in einen bewaffneten Konflikt in Zentralafrika hineingezogen wird. Seine Reise nach Südafrika verglich er einmal mit dem Besuch Nixons in Peking. Nixon habe nur aus der Einsicht, daß Boykott und Isolation die Volksrepublik China nicht auf ihrem Weg zur Macht und zu internationaler Geltung haben aufhalten können, die Konsequenz gezogen. Inwieweit Bandas *Politik des Dialogs* mit den weißen Minderheitenregimen in Afrika Erfolg haben wird, d. h. ob einerseits eine Annäherung zwischen Südafrika, Rhodesien, Portugal und den Regierungen anderer afrikanischer Länder erreicht wird und andererseits die Lage der Afrikaner in den von Weißen beherrschten Ländern sich durch verstärkte Kontakte mit den Afrikanern unabhängiger Länder verändern wird, bleibt abzuwarten. Ministerpräsident Vorster hat jedenfalls seinen Gast aus Malawi nicht im unklaren gelassen: Südafrika werde seine zivilisatorischen Errungenschaften und seinen wirtschaftlichen Fortschritt (zu dem es kein noch so europäerfreundliches afrikanisches Land im gleichen Maße bislang gebracht hat) nicht durch die Aufgabe des weißen Herrschaftsmonopols zugunsten einer Gleichberechtigung der Rassen gefährden. Die Notwendigkeit für Malawi, sich auf Grund seiner geographischen und wirtschaftlichen Lage mit seinen weißregierten Nachbarn arrangieren zu müssen, findet in den offiziellen Stellungnahmen der meisten schwarzafrikanischen Regierungschefs wenig Verständnis. Wortführer der Gegner Bandas sind vor allem seine nächsten afrikanischen Nachbarn, nämlich Präsident Kaunda von Zambia und Präsident Nyerere von Tanzania. Letzterer beschuldigte den malawischen Präsidenten in besonders scharfer Form des Verrates an den Freiheitsbestrebungen der unterdrückten Völker Afrikas. Der tanzanische „Nationalist“ nannte Bandas Südafrikabesuch die „Beleidigung des Jahrhunderts“. Kaunda und Nyerere forderten beide den *Ausschluß* Malawis aus der Organisation für Afrikanische Einheit. Diesen braucht Banda jedoch nicht zu fürchten, da sich die Mitgliedsstaaten der OAU bisher zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Afrikas „weißen“ Süden nicht entschließen konnten. Denn nicht nur Malawi profitiert von Vorsters „outward policy“ — der Politik der Öffnung gegenüber dem schwarzen Norden (vgl. Afrika Bulletin Nr. 16—17, August 1971), sondern andere Staaten wie die Elfenbeinküste, Madagaskar und Ghana benutzen die neue, von Banda geschaffene Verbindung zu Pretoria zur Intensivierung ihrer Handelsbeziehungen zu Südafrika. Diese drei Staaten befürworten daher offen friedliche Beziehungen zum Süden Afrikas und verfolgen außerdem eine Politik der Nichteinmischung bei Verhandlungen zwischen Großbritannien und diesem Teil ihres Kontinents.

„Freundschaft mit Malawis Nachbarn“

Die politische Gratwanderung Malawis ist jedoch mit der Gestaltung der Verbindungslinien zu Südafrika nicht beendet. Vom 24. bis 26. September 1971 weilte Banda auch zu einem offiziellen Besuch in Mozambique, welcher der Vertiefung der „Freundschaft mit Malawis Nachbarn“ (aus der Rede Bandas auf dem Flughafen Chileka vor seiner Abreise) dienen sollte. Bandas Besuch fiel zusam-

men mit verstärkten Guerilla-Aktivitäten im Nordosten Mozambiques und im Tete-Distrikt. Vor seiner Ankunft in Tete, won wo aus er u. a. das Cabora-Bassa-Staudammprojekt, das sein Land später ebenfalls mit Energie versorgen wird, besichtigte, explodierten auf der Verbindungsstraße von Rhodesien nach Malawi, die über Tete führt, zwei Minen. Diese töteten nicht nur mehrere Menschen, sondern waren für Banda ein Warnsignal, daß das Maß des Taktierens mit den Unterdrückern seiner eigenen Rasse für die Vorkämpfer eines überall schwarz regierten Afrikas unerträglich geworden ist.

Seit einigen Monaten strömen Tausende von *Flüchtlingen* aus Mozambique nach Malawi ein. Da es bereits zu mehreren Zwischenfällen an Malawis südwestlicher Grenze gekommen ist, wächst in Regierungskreisen die Befürchtung, daß sich Mozambiques Guerilla-Krieg auf Malawis Territorium ausbreitet. Auf die Anfrage, ob in Malawi ein Flüchtlingsproblem existiere, antwortete Banda in seiner Neujahrsansprache 1972, dies sei nicht das erste Mal, daß sein Land Bewohner aus dem Nachbarland in Malawi willkommen heiße. Er erinnerte an die ethnische und kulturelle Zusammengehörigkeit der Völker diesseits und jenseits der Grenze, die eine künstliche Trennungslinie nicht von traditionellen Kontakten miteinander abhalten könne. Außerdem sei Malawi durchaus in der Lage, die Neuankömmlinge zu versorgen. Er vermied es, die *politischen Hintergründe* für die Flüchtlingsbewegungen aufzudecken, und nannte weder Portugal noch FRELIMO als Verantwortliche für die Notsituation der Geflohenen. Er schwieg auch zu der seinem Lande drohenden Gefahr, die Lücke im Mosaik der am Busch-Krieg gegen die portugiesischen Kolonialherren beteiligten ost- und zentralafrikanischen Staaten schließen zu müssen. Falls sich der Konflikt zwischen der weißen Kolonialmacht im Osten und den afrikanischen Guerrilleros weiter zuspitzt, wird Malawi verstärkte militärische Aktionen zum Schutz seiner Grenzen, nicht nur nach Mozambique, sondern ebenso nach Tanzania und Zambia hin unternehmen müssen. Die Kämpfer für ein unabhängiges Mozambique fanden in den beiden letztgenannten Ländern finanzielle und militärische Unterstützung und konnten dort ihre militärischen Operationsbasen ausbauen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Südafrikanische Republik die neue Freundschaft mit Banda ein militärisches Hilfsprogramm im größeren Umfang zur Verteidigung der Grenzen Malawis gegenüber seinen schwarzen Nachbarn kosten läßt.

Langsames Wirtschaftswachstum

Als Malawi unabhängig wurde, war es eines der *ärmsten* Territorien auf dem afrikanischen Kontinent, dem eine düstere wirtschaftliche Zukunft prophezeit worden war. Das Jahreseinkommen pro Kopf betrug in Malawi im Jahre 1970 laut UNESCO-Statistik 40 US-Dollars und gehört damit zu den niedrigsten in der ganzen Welt. Die Mehrheit des Volkes lebt von einem Existenzminimum, das je nach der Höhe der landwirtschaftlichen Erträge für den einzelnen nicht immer zum Überleben ausreicht. Das bedeutet, daß der *Hungertod* in manchen Gegenden des Landes noch nicht völlig beseitigt ist. Er ist jedoch heutzutage keine gewohnte Alltagserscheinung mehr, sondern tritt gelegentlich noch in klimatisch weniger begünstigten Gebieten mit unsicheren Regenfällen auf, in denen nach einer schlechten Ernte der Notzustand vorläufig nur noch durch staatliche, internationale oder kirch-

liche Hilfsaktionen behoben werden kann. Infolge der abgelegenen Lage des Landes und seiner *verkehrstechnischen Unterentwicklung* machte sich das wirtschaftliche Wachstum Malawis erst relativ spät bemerkbar. Außerdem liegt das Land nicht im Schnittpunkt weltpolitischer Interessen und hat auch keine wichtigen Rohstoffe oder Mineralien anzubieten. Es gibt zwar einige Bodenschätze wie Bauxit, Eisen, Kohle und Asbest, deren Abbau wegen mangelnder Transportmöglichkeiten jedoch noch nicht lohnt. Zur Frage der wirtschaftlichen Entwicklung in Malawi bedarf es eines kurzen Rückblicks in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Bereits während der Zentralafrikanischen Föderation (1953—63) entstanden verschiedene Entwicklungspläne, die jedoch nach der politischen Unabhängigkeit des Landes vom ersten nationalen *Fünfjahresplan* (1965—69) abgelöst wurden. Dieser Plan hatte vornehmlich die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung, die Erhöhung des Agrarexports und die Entwicklung der Industrie zum Ziel. Die Bundesrepublik Deutschland beteiligte sich mit 18% am Entwicklungshaushalt Malawis. Andere Geldgeber waren Großbritannien, Südafrika und die internationalen Entwicklungsgesellschaften. Ein Überblick über die Lage im vergangenen Jahr ist aus dem Bericht über die „Wirtschaftliche Situation Malawis Ende 1970“ (Afrika Bulletin Nr. 14, Juli 1971) zu entnehmen. Das Haushaltsjahr 1970/71 sah Investitionen von 19,3 Millionen malawischen Pfund vor. Davon wurden rund 17 Millionen vom Ausland beigetragen. Da die Landwirtschaft die wichtigste Versorgungsquelle ist, über die das Land verfügt, stehen deren Ausbau und vor allem die Verbesserung landwirtschaftlicher Produktionsmethoden an erster Stelle. Die Regierung unternimmt dafür große Anstrengungen, sie treibt die Bewirtschaftung von Demonstrationsfarmen voran. Sie ist auch auf dem Gebiet der agrarwissenschaftlichen Forschung sehr rege, deren Ergebnisse allmählich Eindruck auf die Landbevölkerung machen. Bisher sind die Erträge der Agrarwirtschaft wegen der noch unwirtschaftlichen Bearbeitung des Bodens verhältnismäßig niedrig. Für die Veränderung der Anbaumethoden sind wahrscheinlich Generationen erforderlich. Im Jahre 1970 betrug der Anteil der Landwirtschaft am Brutto-Inlandsprodukt rund 50%. Dieses Resultat gibt zu einigem Optimismus Anlaß, wenn man bedenkt, daß vorerst nur 20% der Landfläche Malawis landwirtschaftlich genutzt werden. In der Viehzucht und Fischerei sind bisher keine nennenswerten Erfolge zu verzeichnen. Das Fehlen von angemessenen Weidetechniken zur Haltung von größeren Viehbeständen läßt den Durchschnittsmalawier höchst selten in den Genuß einer Fleischmahlzeit kommen. Die Fischwirtschaft wird noch nach traditionellen Methoden betrieben. Sie kann jedoch den Eigenbedarf des Volkes einigermaßen decken. Von großer Bedeutung wird in Zukunft die Holzwirtschaft sein, deren direktes Ziel zunächst die Versorgung des eigenen Marktes ist. Das indirekte Ziel der großen Aufforstungsvorhaben, die hauptsächlich im Norden des Landes in Angriff genommen wurden, ist die Verbesserung des Klimas für die landwirtschaftliche Produktion und die Vermeidung von Bodenerosionen und Hochwasserschäden.

Neben der Agrarwirtschaft sind Malawis Arbeitskräfte bis auf den heutigen Tag sein größtes wirtschaftliches Potential. Das Land gilt seit der Kolonisierung als traditioneller Labour-Pool für Rhodesien und Südafrika. Eine viertel Million der männlichen Bevölkerung Malawis

befindet sich außerhalb der Landesgrenzen in den Minen, auf den Farmen und als Hausangestellte in den vorher genannten Ländern und z. T. im zambianischen Kupferbergbau auf dem Copperbelt. (Im Norden des Landes gibt es ganze Dörfer, in denen man nicht einen einzigen männlichen Erwachsenen findet — und das bei einem ohnehin beachtlichen natürlichen Frauenüberschuß. Eine Folge der Wanderarbeit ist u. a. Malawis sehr hohe Scheidungsrate.) Die staatlich kontrollierten Gelder, die die malawischen Gastarbeiter ihrem Land einbringen, sind Malawis größter Devisenbringer. Obwohl die wirtschaftliche Entwicklung Malawis aufsteigende Tendenzen erkennen läßt, wird noch auf viele Jahre hinaus eine exakt geplante Entwicklungshilfe aus eigenen Mitteln, die durch finanzielle und technische Unterstützung anderer Staaten aufgebeßert werden müssen, notwendig sein. Eine abrupte, schwer kontrollierbare Entwicklung ist nicht zu erwarten, falls die bisher zumindest äußerlich ruhige politische Situation im Lande andauert.

Die christlichen Kirchen sind angesehen

Im Jahre 1901 begann katholischerseits eine intensive Missionierungswelle in Malawi, die 50 Jahre später als die protestantische einsetzte. Inzwischen hat die Anzahl der *Katholiken* fast die Millionengrenze erreicht. Zusammen mit 1 Million Protestanten beträgt der Anteil der Christen innerhalb der Bevölkerung fast 50%. Bei nicht getauften Malawiern läßt sich, nach ihrer Religionszugehörigkeit befragt, die Tendenz feststellen, eine der großen christlichen Konfessionen anzugeben, um nicht als außerhalb der größten Religionsgemeinschaften im Lande stehend betrachtet zu werden. Die katholischen Christen werden von 304 *Priestern* betreut, von denen nur knapp über 70 Einheimische sind. Außerdem sind 527 Schwestern und 106 Brüder in diesem Lande tätig, über 200 afrikanische Schwestern und 6 afrikanische Brüder. Die geringe Zahl der afrikanischen Brüder hängt zusammen mit der Unauffälligkeit des christlichen Zeugnisses, welches diese Gruppe der Religiösen in den Augen der afrikanischen Bevölkerung ablegt. Während auch heute noch ein Priester, vor allem aber eine Nonne, an Status und Ansehen gewinnen, sieht man in den Brüdern lediglich billige Arbeitskräfte für die Missionen. Sie leben zölibatär ohne einen für die Afrikaner überzeugenden Grund dafür, denn die Beschäftigung mit „heiligen Dingen“ geht ihnen ja ab. Weiterhin stehen 1580 Katechisten im Dienst der Kirche (vgl. *Catholic Directory of Malawi* 1970). Die Kirche ist in 7 Diözesen gegliedert, die von 3 afrikanischen und 4 europäischen Bischöfen geleitet werden. 103 Pfarreien und 954 Gebetshäuser sind über die 7 Diözesen verteilt. Im übrigen orientiert sich die malawische Kirche, was ihre Organisationen und Einrichtungen betrifft, an den westlichen Kirchen und ist darum bemüht, ihre römische „Authentizität“ nicht zu verlieren. Besonders die afrikanischen Bischöfe wehren sich gegen nicht-römische Initiativen, womit sie sogar einer Forderung des Staatspräsidenten nachkommen, der die religiöse Verwirrung im Westen nicht in sein Land exportiert sehen will und den „cranky priests“ mit der Ausweisung drohte. Das II. Vatikanum führte in Malawi zur Bildung von Pfarrgemeinderäten, die es in manchen Diözesen bereits seit 8 Jahren gibt, in anderen erst dieses Jahr „von oben“ befohlen werden mußten. Als bisher einziges Land auf dem afrikanischen Kontinent hat Malawi einen *nationalen Prie-*

sterrat, in den jede Diözese 2 Vertreter entsendet. Vertreter der weiblichen und männlichen Ordensgemeinschaften, die sich auf nationaler Ebene je ein gemeinsames Organ geschaffen haben, sind ebenfalls zugelassen. Den Bischöfen steht die Teilnahme an den Beratungen frei. Als nachkonziliares Produkt ist im Jahre 1970 der *Pastoral Service* ins Leben gerufen worden. Seine Mitarbeiter sollen wissenschaftlich fundierte Orientierungshilfen für die pastorale Arbeit in den Städten und auf dem Lande geben. Alle menschlichen Aktivitäten sollen in das Apostolat der Kirche einbezogen werden, sei es auf geistlichem oder säkularem Gebiet. Sollte sich der *Pastoral Service* nach Ablauf seiner Probezeit (2 Jahre) als funktionsfähig erweisen, dann könnte er zu einem wichtigen Koordinierungsorgan werden. Bisher mangelt es an Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Diözesen, den verschiedenen Ordensgemeinschaften, den kirchlichen Gremien und, was schwerer wiegt, zwischen Afrikanern und Weißen erheblich. Eine Erneuerung der malawischen Kirche im Sinne des Konzils ist nicht möglich, wenn sie nur von einer bestimmten Gruppe getragen wird, ohne die Aussicht, weitere Kreise zu aktivieren.

Mittlerweile ist eine heftige Auseinandersetzung um die Anpassung der christlichen *Liturgie* und der Katechese an das kulturelle Erbe Malawis entbrannt, das allerdings bei der Verschiedenheit der Stämme und deren Sitten und Bräuche, die sogar von Dorf zu Dorf variieren können, nicht so leicht auszumachen ist. Die Diskussion um kirchliche Reformen reflektiert in Malawi nicht nur innerkirchliche Schwierigkeiten. Sie kann als exemplarisch für die Spannungen angesehen werden, die der Zusammenstoß zweier sehr verschiedener Kulturen verursacht, von denen die eine die immerfort beeinflusste war und in den Ruf kam, nicht viel bzw. gar nichts wert zu sein, und die nun in das Stadium der Emanzipation der früher hingenommenen Bevormundung getreten ist. „*Afrikanisierung*“ ist das große Schlagwort, das durch die nachkonziliare Literatur in den Missionsfachzeitschriften geistert, denen die Reform der afrikanischen Kirchen ein Anliegen ist. Afrikaner verstehen darunter in erster Linie die Übernahme hoher Kirchenposten durch Afrikaner. Unter dem weißen und jüngeren schwarzen Klerus sind es vor allem diejenigen, die im Geiste des II. Vaticanums ausgebildet wurden, die es häufig als Anklage gegen eine ‚westliche‘ Kirche in Afrika, die oft ein treues Abbild der Heimatkirche der Missionare ist, gebrauchen. Dahinter steht die Frage, ob Christentum in jedem Falle Bruch mit der Tradition bedeutet, der man wohl etwas zu spät Respekt abzugewinnen sucht.

Die Tradition bleibt meist Sieger

Ein Rückblick zu den Anfängen der katholischen Kirche in Malawi verrät uns, wie außerordentlich anziehend die neue Religion auf die Malawier wirkte, erkannten sie doch in ihr eine ganze Reihe von Glaubensinhalten wieder, die auch in ihrer *traditionellen Religion* zu finden sind, z. B. der Glaube an einen Gott, der die Welt erschaffen hat und sie erhält, eine besondere Kultstätte (es ist heute noch unmöglich, die Christen in Malawi für eine Mehrzweckhalle anstelle einer Kirche zu begeistern), die Existenz von Mittlergestalten zwischen Gott und Mensch, der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode und vieles mehr. Außerdem betrachteten sie den weißen Priester, dessen Lebensweise sie stark beeindruckte, als eine Art

überirdisches Wesen, dessen geistige und moralische Überlegenheit (Zölibat) nur auf außergewöhnlichen Kräften beruhen konnte, die die Möglichkeiten und Magien des schwarzen Mannes überstiegen. Die afrikanischen Christen wollten u. a. teilhaben an seiner „geheimen“ Macht. Die *Riten*, die besondere liturgische Sprache (Latein) taten ein übriges, das Interesse der Afrikaner wachzuhalten. Da die ersten malawischen Christen Erwachsene waren, kam eine Anwerbung durch die Schulen zunächst nicht in Betracht. Geschenke von Missionaren wurden in der Anfangszeit nicht gemacht, um dadurch Konversionen zu forcieren, sondern weil das Ausmaß der Armut, der die Missionare täglich in ihren Missionsterritorien begegneten, sie zu einem derartigen Handeln trieb, das allerdings auf lange Sicht einer devoten Anhänglichkeit der Afrikaner an ihre Priester auf der einen Seite und auf Seiten der Priester einer gewissen Herrenmentalität Vorschub leistete. Diese wahrscheinlich unbeabsichtigten *Nebeneffekte* machen sich heute besonders unangenehm bemerkbar, da man erkannt hat, daß eine junge Missionskirche, die noch weitgehend von ausländischen Kräften getragen ist und vorläufig noch auf deren Unterstützung zählen kann, nicht lebensfähig ist, wenn die einheimischen Laien nicht bereit sind oder dazu angehalten werden, sich für ihre Kirche einzusetzen. Es hat sich nämlich inzwischen herausgestellt, daß christliche Predigt, christliches Beispiel in einigen Werken der Nächstenliebe und Sakramentenpastoral von wenigen Hauptträgern des kirchlichen Lebens ausgeführt und ohne zu der religiös-kulturellen Tradition Malawis Bezug zu nehmen die einheimischen Religionen weder total verdrängen geschweige denn ausrotten konnten. Bei *direkter* Konfrontation zwischen Mission und Tradition blieb die Tradition meistens Sieger (Nyau-Kult).

Vor allem in Zeiten der Not kehrt der Afrikaner Malawis zu den ihm überlieferten religiösen Formen zurück, um seine Ahnen um Schutz, Hilfe und Trost anzuflehen. Die Missionare aus dem Westen haben es sicherlich nicht absichtlich versäumt, auf seine wichtigsten Lebensfragen eine Antwort zu geben, auf seinen Glauben an magische Kräfte, an gute und böse, unter deren Einfluß er ständig lebt. Das Vordringen westlich-rationaler Denkweise hat in Malawi nicht unbedingt zur Entmagisierung des Weltverständnisses der Afrikaner geführt. Selbst unter Gebildeten, die in den Städten leben, kann man eine Zunahme an magischen Praktiken feststellen, die hauptsächlich angewandt werden, um Erfolg in sexuellen Beziehungen und in Geldangelegenheiten herbeizuführen. Der Verlust der alten afrikanischen Religion und das Nicht-heimisch-Werden in einer anderen führt zu derartigen Reduzierungen einstmals integrierter religiöser Akte auf reine *Magie*.

Verselbständigung statt Anpassung

Fragt man jedoch konkret, wie man ein authentisches Christentum zum Bestandteil afrikanischen Lebens machen kann und was beispielsweise vom geistigen Eigengut der Malawier in die christliche Religion aufgenommen werden kann, so sind die Antworten von afrikanischen Christen und Priestern auf diese Frage wesentlich zaghafter als die von europäischen Missionaren. Dies hat letztere nicht selten in den Ruf von sublimen Neo-Kolonialisten gebracht, die wieder einmal genau zu wissen glauben, was für die Afrikaner richtig ist. Die Initiative zur Afrikanisierung (zwar erst in recht bescheidenem Umfang), d. h. zur Anpassung an das kulturelle Erbe Malawis, innerhalb der

Kirche ging nämlich zunächst von Europäern aus, von denen die wenigsten Expertenkenntnisse der malawischen Kulturen und Religionen vorweisen können. Dieselben Europäer predigten noch wenige Jahre zuvor mit aller Schärfe gegen die „Idolatrie“ und „Unmoral“ der Afrikaner, die auch zu diesem Erbe gehören.

Adaptationsversuche, die z. B. bei der Verchristlichung der Initiation oder bei der Einführung von Trommeln in die Gottesdienste mißglückt sind, haben den Widerstand der afrikanischen Christen gegen die Hereinnahme typischer Formen des Buschlebens in das Christentum, in das nach Auffassung dieser Leute der afrikanische Alltag nicht paßt, verhärtet. Aus Sorge, daß das Christentum in Malawi lediglich als Sonntagsreligion ohne prophetische Kraft fortbesteht, ist man nun bemüht, den Laien einen ihnen angemessenen Platz in ihrer Kirche einzuräumen. Das Jahr 1972 ist in Malawi zum „Jahr des Laien“ ausgerufen worden.

Es hieße allerdings die Laien überfordern, wenn man in ihnen das Heilmittel für die Folgen vergangener Versäumnisse sehen wollte, für deren Beseitigung sie nur ein Jahr

Probezeit bekommen. Denn nicht nur die Kirche verlangt vom Laien, daß er Ideen, Zeit und Geld in ihren Dienst stellt, sondern der Staat braucht all seine Kräfte für die Nation-Building. Bei diesen Bestrebungen kommt ihm die katholische Kirche zusammen mit den protestantischen entgegen, indem alle Kirchen sich an staatlichen Entwicklungshilfeprojekten durch finanzielle und personelle Unterstützung beteiligen. Im interkonfessionellen Christian Service Committee of Malawi haben sich die Kirchen ein von ökumenischer Dialogbereitschaft zeugendes Organ geschaffen. Mit theologischen Diskussionen sind die Kirchen indessen noch zurückhaltend, da vor allem auf protestantischer Seite die Gefahr einer Verwässerung der Glaubensüberzeugungen befürchtet wird. Lediglich die Anglikaner profitieren von der nachkonziliaren Öffnung der katholischen Kirche und nehmen diese sogar als Korrektiv für ihre eigene Position an. Fundamentalistisch beeinflusste protestantische Gruppen stehen den katholischen Annäherungsversuchen besonders mißtrauisch gegenüber und weigern sich, die katholische Kirche in den Council of Churches aufzunehmen. Sie wissen immer noch nicht so recht, was auf dem Konzil eigentlich vorgefallen ist.

Zeitfragen

Der Glaube ruft nach dem Denken

Zur Rolle der Philosophie innerhalb des Theologiestudiums

Im letzten Heft (S. 178 ff.) veröffentlichten wir ein Schreiben der römischen Kongregation für das katholische Unterrichtswesen über das Studium der Philosophie in der Ausbildung der Theologen. Das römische Dokument war von der Sorge vor einem weiteren Niedergang der philosophischen Reflexion innerhalb der theologischen Ausbildung getragen. Es wandte sich vor allem gegen die Versuchung, Glaube und Theologie ohne genügende philosophische Reflexion der Offenbarung vornehmlich fideistisch zu begründen bzw. zu betreiben. Der Autor des folgenden Beitrags, Prof. J. Möller, Professor für Philosophie an der theologischen Fakultät der Universität Tübingen, teilt diese Grundsorge des Dokuments, versucht aber anders als das naturgemäß starke im Methodisch-Organisatorischen verweilende römische Mahnschreiben prospektiv zu entwickeln, was Philosophie innerhalb des Studiums der Theologen inhaltlich zu leisten hat: eine kritische und damit zugleich vertiefende Verständigung über die Grundaussagen des Glaubens, die ohne denkerische Vermittlung aus der Gegenwart und der Geschichte des Denkens theologische Binnenkultur bleiben.

Die Philosophie, das stellt das jüngste Mahnschreiben der Unterrichtskongregation fest, ist im Rahmen der theologischen Ausbildung schon seit einigen Jahrzehnten ein Problem. Natürlich kann man sagen, der Bezug der Theologie zur Philosophie sei immer problematisch gewesen, schon seit Clemens von Alexandrien. Man kann hinzufügen, man müsse eben diese Problematik durchdenken, und dieser Aufgabe weiche man gerne aus, sei es aus Unkenntnis oder aus Unsicherheit. Man kann ergänzend

vorbringen, gerade dieses Durchdenken sei eine echte theologische wie philosophische Aufgabe. Immer wieder wird freilich der Versuch unternommen, Theologie ohne Philosophie zu betreiben. Doch in welcher Weise es reflektierendes Denken geben soll, das grundsätzlich unphilosophisch ist, das aufzuzeigen ist noch niemandem gelungen. Und daß Theologie nichts mit reflektierendem Denken zu tun habe, wird wohl kaum ein Theologe behaupten wollen.

Damit stehen wir schon in der umstrittenen Situation der Philosophie innerhalb des theologischen Studiums. Die Frage taucht wieder intensiver mit einer Neuausrichtung des theologischen Studiums auf. Sie bleibt für jedes Studium, nicht nur für eine Studienreform, eine grundsätzliche Frage. Es handelt sich nicht um die Verabreichung einiger Grundbegriffe, mit denen man arbeiten oder nicht arbeiten kann. Es geht um nichts Geringeres als um die Bedeutung des menschlichen Denkens innerhalb der Theologie. „Der“ Theologie? Die Richtungen innerhalb der Theologie sind heute so divergierend wie nie zuvor. Leider werden diese Divergenzen nur selten entsprechend reflektiert. Freilich — in ungenügender Reflexion wird die Notwendigkeit philosophischen Denkens überspielt und damit faktisch bestätigt.

Angesichts dieser Situation kann es nicht um technische Fragen innerhalb eines Studienplanes gehen, wenigstens nicht in erster Linie. Dekrete und Ermahnungen zum philosophischen Denken helfen heute wenig, wenn nicht die Sache selbst sich als zwingend erweist. Mahnung zum Denken ist immer fragwürdig, wenn man selbst nicht einsieht,